

Zu Hause sein im Heim

Rianne Jongstra

Jeannette ist mit ihren bald 95 Jahren unsere älteste Bewohnerin. Sie wohnt fast schon ihr ganzes Leben lang in unserem Heim. Ausgesucht hat sie sich das nicht. Mit 18 Jahren wurde sie ungewollt schwanger. Vor hundert Jahren war eine unverheiratete Mutter eine Schande für die ganze Familie. Ein Schandfleck, den es zu entfernen galt, und eine Erinnerung, die ausgemerzt werden musste. Was also war zu tun?

In dem unscheinbaren kleinen Dorf gab es ein Kloster der Kongregation der Schwestern vom hl. Josef. Die Nonnen waren besonders aktiv in der Krankenpflege. Sie besaßen große Krankenhäuser in der Gegend, aber in ihren Klöstern fanden auch Menschen mit einer geistigen Behinderung ein Unterkommen. Tatsächlich gab es für solche Menschen kaum einen Platz in der Gesellschaft, allenfalls für die Medizin stellten sie ein interessantes Forschungsobjekt dar. Alles in allem war es eine willkommene Aufgabe für die Schwestern, sich um sie zu kümmern. Sie taten es denn auch mit Leib und Seele und rund um die Uhr, sieben Tage in der Woche – eine unglaubliche Leistung.

Doch die Spiritualität der Kongregation hatte auch Menschen im Blick, die gesellschaftlich nicht Tritt fassen konnten. Und dazu gehörten auch unverheiratete werdende Mütter. Für ihre Familien verschwanden sie auf diese Weise aus der Sichtweite, und mit der Schande ließ sich unter der heiligen Obhut der Schwestern und in Einklang mit der katholischen Moral weiterleben. Außerdem war es eine billige Lösung, denn die Schwestern verlangten nicht viel. Entscheidend war aber auch, dass Mutter und Kinder zusammenbleiben und -leben konnten. Die Schande ließ sich so auch für die Zukunft in Grenzen halten.

Und so ging es auch mit Jeannette. Sie verschwand hinter den Klostermauern, brachte ihr Kind zur Welt und blieb. Der Weg zurück in die Familie war ausgeschlossen. Zudem waren die unverheirateten Mütter willkommene Arbeitskräfte. Für kostenlose Unterkunft und Verpflegung betätigten sie sich im Haushalt des Klosters,

das inzwischen zu einer Gemeinschaft von 750 Bewohnerinnen und 250 Schwestern herangewachsen war. Mit Küche, Wäscherei, Gemüsegarten und Bäckerei war es eine eigene kleine Welt, in der eine jede ihre eigenen Aufgaben und Verantwortlichkeiten hatte. Jeannette arbeitete in der Küche. Eine schwere, aber wichtige Arbeit. Hier lernte sie die einzigen Menschen kennen, mit denen sie zeit ihres Lebens Umgang haben sollte.

Mit den Jahren wurde die Welt für Jeannette immer kleiner. Über eigenes Geld verfügen, einkaufen gehen in der Stadt, einen eigenen Lebensbereich einrichten, selbst aussuchen, was man essen will, den Tag frei einteilen – ausgeschlossen. Der Zeitgeist verlangte das Versprechen des Kadavergehorsams. Eigene Initiative war unerwünscht und für viele selbst nicht einmal mehr wünschenswert.

Heute, fast 70 Jahre später, wohnt Jeannette noch immer im Heim. Sie ist nicht geistig behindert, aber sie hat einfach nie die Möglichkeit gehabt, ein eigenes Leben zu führen oder auch nur selbst auszusuchen, wo und wie sie leben wollte. Sie hat jahrelang nicht einmal daran gedacht. Und als man im Heim schließlich auf den Gedanken kam, dass sie hier eigentlich gar nicht hingehörte, war es zu spät. Da war sie schon nicht mehr in der Lage, »draußen« zu wohnen. Dort kannte sie ja niemanden. Und sie wusste auch gar nichts über das Leben »da draußen«. Und so wird sie bis an ihr Lebensende hier wohnen bleiben.

Diese Geschichte hat eine tragische Seite, aber sie hat auch eine Kehrseite. Denn wo sollten Frauen wie Jeannette bleiben, waren sie einmal aus der Gesellschaft ausgeschlossen? Was wäre aus ihr geworden? Wer hätte sich denn in Zeiten des Mangels und der Armut um diese jungen Mütter gekümmert? So wurden sie zwar »weggesperrt«, aber andererseits waren sie auch versorgt. Das Erbarmen der Schwestern hat Jeannette vermutlich sehr viel mehr Leid und Elend erspart. Die Spiritualität der Schwestern füllte eine Lücke, die sich in der damaligen Gesellschaft auftat. Jeannette hatte einen Platz zum Wohnen gefunden. Dank der Barmherzigkeit der Schwestern fand sie hier ein neues Zuhause.

Die Schwestern gibt es heute nicht mehr. Aus ihren Klöstern sind hochprofessionalisierte Pflegeeinrichtungen geworden. Die Gemeinschaft hat die Fürsorge übernommen. Und auch die Spiritualität ist verschwunden, so scheint es jedenfalls auf den ersten

Blick. Tatsächlich ist der kirchliche Rahmen weggefallen, und das Umfeld hat sich verändert. Aber Jeannette ist geblieben. Sie lebt noch immer in diesem Gefüge der Fürsorge und fühlt sich hier zu Hause. Die Welt des Heimes ist ihre Heimat geworden, wenn auch notgedrungen, weil ihr Leben nun einmal so verlaufen ist. Sie wird dort wohnen bis an ihr Ende. Es ist ihr Zuhause, ihr Platz in der Gesellschaft.

In der Welt der Fürsorgeeinrichtungen, in denen Menschen rund um die Uhr, sieben Tage in der Woche leben, dreht sich alles ums Prinzip der Versorgung. Eine Versorgung, die organisiert wird und für die es eine Nachfrage gibt. Fürsorge ist primär funktional ausgerichtet. Zum »Wohnen« und »Leben« aber gehört mehr, z. B. dass man Privatheit hat, selbständig ist, den Tag frei einteilen kann, stehen und gehen kann, wo und wohin man will, und ins Bett geht, wann man will. Fürsorgeeinrichtungen scheinen nicht primär darauf ausgerichtet zu sein, dass man darin »wohnt«. Und so gesehen gibt es auch wenig Grund, sich dort »zu Hause« zu fühlen. Aber ist das wirklich so? Kann man sich nur zu Hause fühlen, wenn man sein Leben selbst gestalten kann? Wenn man nicht abhängig und ein vollwertiger Teil der Gesellschaft ist? Ich wage das zu bezweifeln. Jeannette jedenfalls fühlt sich zu Hause in unserer Einrichtung. Bei näherem Zusehen wird mir klar, dass die Grenze zwischen Fürsorgeeinrichtung und Gesellschaft zunehmend verschwimmt. Die Mauern sind verschwunden, das Gesundheitswesen ist Teil einer Gesellschaft, in der es Menschen gibt, die rund um die Uhr versorgt werden müssen, um ihr Leben so gut wie möglich leben zu können. Auch die Schwachen sind Teil der Gesellschaft und verdienen unsere Fürsorge. Sie wohnen »drinnen« und nicht »draußen«.

Bei Pflegerinnen und Pflegern, die einen Blick haben für Verletzlichkeit und Schwachheit, entdeckte ich oft ein tiefes Engagement. Mit Leib und Seele setzen sie sich ein, um die bestmögliche Pflege zu gewährleisten, selbst dort, wo die Mittel begrenzt sind. Mit Leidenschaft kümmern sie sich um das Wohlbefinden derjenigen, die ihnen anvertraut sind. Mit endloser Geduld helfen sie, wo es vonnöten ist. Sie wollen das Beste von sich selbst geben – für andere Menschen. Doch nach einem harten Arbeitstag gehen sie wieder nach Hause, um Platz zu machen für die nächste Schicht.

Oder sie wechseln irgendwann die Stelle. Dann steht wieder jemand anderer am Bett. Aber Menschen wie Jeannette bleiben. Das ist der Unterschied: Sie wohnen hier, während die Pflegerin oder der Pfleger – anders als die Schwestern von damals – immer wieder weggehen. Es ist schließlich ihre Arbeit und nicht ihr Zuhause.

Im Hintergrund von Jeannettes Leben haben sich große Veränderungen vollzogen in Gesellschaft und Kirche. Es scheint, als sei mit dem Verschwinden der traditionellen Caritas und mit dem Einzug der Laien in die Fürsorgeeinrichtungen auch die Spiritualität in der Pflege verschwunden. Doch dies ist keineswegs so. Die Schwestern gibt es zwar nicht mehr, aber noch immer gibt es sehr viel Einfühlungsvermögen und Engagement. Für jemanden sorgen, das gibt auch dem eigenen Leben einen Sinn. Das wird mir immer dann bewusst, wenn ich höre, wie frustriert Pflegekräfte werden, wenn sie das Gefühl haben, nicht genügend und nicht gut genug sorgen zu können für die ihnen anvertrauten Menschen. Oder wenn sie mit Ohnmacht und Verlust konfrontiert werden. Dann wird deutlich, wie sehr sie in ihrer Arbeit persönlich engagiert sind. Wer jahrelang für eine Person gesorgt hat, für den wird die umsorgte Person auch zu einem Teil des eigenen Lebens. Oft entwickelt sich zwischen den Bewohnern und dem Personal ein sehr persönliches Verhältnis, das für beide von großer Bedeutung ist. Spiritualität also auch heute noch in reichem Maße.

Gemma ist sehr intelligent. Sie kennt die Geburtstage aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ihrer Pflegeeinrichtung. Und dazu noch die von deren Familienangehörigen. So weiß sie auch, wie alt der eine oder die andere wieder einmal geworden ist. Sie kennt sie alle mit Namen. Gemma ist phänomenal. Sie ging aufs Gymnasium. Aber was ihre emotionale und soziale Reife angeht, ist sie ein Kleinkind geblieben. Sie ist nicht in der Lage, sich in eine andere Person zu versetzen. Sie kann nicht einmal begreifen, dass andere sich mit etwas anderem beschäftigen als mit dem, womit sie gerade zugange ist. Sozial gesehen ist sie untragbar. Während der Pubertät küsste sie jeden, der ihr über den Weg lief; sie rauchte dicke Zigarren im Supermarkt und gab dem Pastor während jeder Messe eine entsprechende Antwort. Mit Gemma kann man nicht auskommen,

so befand man schließlich; ja, sie selbst kommt im Leben nicht mehr zurecht. Es musste also etwas geschehen.

Aufgrund ihres kindlichen emotionalen Entwicklungsstands ist Gemma schließlich in einer Einrichtung für geistig Behinderte gelandet. Am Anfang schämte man sich in ihrer Familie dafür, aber mit der Zeit legte sich das. Denn auf einmal ging es erstaunlich gut mit Gemma. Eigentlich ein Glück im Unglück – wenn man bedenkt, dass ungefähr 40 % der Menschen mit einer geistigen Behinderung eine autistische Störung haben und dass es in unserer Einrichtung zufällig die nötige Kompetenz gab, um Gemma zu betreuen. Sie war nun endlich in einer Umgebung, in der man begriff, wie sie sich fühlte und was sie brauchte, um ihr Leben in den Griff zu bekommen. Jetzt geht es Gemma gut. Aber nach Hause kann sie nicht zurück ...

In den Niederlanden ist die Fürsorge nach dem Solidaritätsprinzip organisiert. Das bedeutet, dass jeder die Pflege erhält, die sie oder er benötigt, und dass alle gleichermaßen Anspruch darauf haben. Oft sagt man: Pflege ist ein Grundrecht. Tatsächlich hat man Anspruch auf gute Pflege. Gute Pflege bedeutet fachkundige und professionelle Pflege. Dies leisten die meisten Einrichtungen im täglichen Miteinander von Patienten und professionellem Pflegepersonal. All dies ist Ausdruck von hoher Effizienz und gelebter Solidarität.

Allerdings stellen sich hierbei auch Fragen. Eine erste Frage, die sich an die Gesamtgesellschaft richtet, lautet: Haben wir Kranke und Behinderte nicht »wedgesaniert«? Wie gesund ist eigentlich eine Gesellschaft, in der die Fürsorge »outgesourct« wird? Ist dies nicht ein verkaptetes Eingeständnis, dass wir als Gesellschaft selbst nicht mehr in der Lage sind, mit Krankheit und Behinderung umzugehen? Oder ist es vielleicht gerade umgekehrt: Bekommt die Familie nun, da Gemma versorgt wird, endlich die Chance, Familie zu sein, anstatt andauernd den Aufpasser spielen zu müssen?

Eine zweite Frage ist, ob »gute« Pflege dasselbe ist wie »professionelle« Pflege. Früher war bei der Betreuung von geistig Behinderten eine »gute« Pflege in erster Linie gleichbedeutend mit medizinischer Versorgung. Die Leiter dieser Einrichtungen waren meist Ärzte, also war man dort in guten Händen. Seit den 60er-/70er-Jahren hielt der Sozialpädagoge Einzug und erhielt die professionel-

le Behandlung eine verhaltenstherapeutische Ausrichtung. Die entsprechende Terminologie wandelte sich von »Patienten« zu »Pflegebefohlenen«. Plötzlich fanden sich in den Einrichtungen Menschen mit Verhaltensstörungen, die früher hier keine Aufnahme gefunden hatten. Auf diese Weise wurde eine neue Zielgruppe erschlossen, und Sorgebedürftige wie Gemma bevölkerten von nun an die Einrichtungen, die eigentlich für Menschen mit einer geistigen Behinderung vorgesehen waren. Hauptsache, die Betten konnten belegt und die Finanzierung gesichert werden. Alles in allem eine eigenartige Logik, als ob hier die Gesellschaft ein Problem abwälzen wollte und die bestehenden Pflegeeinrichtungen nicht Besseres zu tun hatten, als dankbar und händereibend ihre Türen zu öffnen.

Seit der industriellen Revolution ist unsere Gesellschaft zunehmend gekennzeichnet durch Spezialisierung und eine Ausdifferenzierung von Zuständigkeiten. Dies gilt auch für das Gesundheitswesen, das auf diese Weise allererst »Pflegeeinrichtungen« hervorgebracht hat. Professionelle Pflege konzentriert sich hierbei vorrangig auf »Behandlung« – nicht aber aufs »Wohnen«. Zu Hause werde ich nicht »behandelt«, zu Hause »wohne« ich. Hier kann ich sein, wer und wie ich bin, mit meinen Launen und Vorlieben, mit meinen Freuden und Sorgen. Mein Zuhause drückt meine Identität aus. Darum kann ich sagen, dass ich zu Hause wohne. Gilt das auch in der Pflegeeinrichtung? Auf den ersten Blick handelt es sich um einander ausschließende Kategorien.

Das sozial unangepasste Verhalten von Gemma stellte nicht nur ein Problem dar für ihre Familie und Umgebung, sondern auch für sie selbst. Die Welt um sie herum erwies sich als zu kompliziert. Wie aber soll sie sich in einer Welt bewegen, die sie nicht begreift? Und wie sollen Menschen mit ihr umgehen, wenn sie sie nicht begreifen? Kein Wunder, dass sie aus der Rolle fiel. In der Pflegeeinrichtung dagegen verstand man Gemmas Verhalten. Das Fachpersonal wusste, was sie nötig hatte: Sicherheit und Struktur, die sie in der Hektik des Lebens sich selbst nicht geben konnte. Dank ihrer Betreuer ist ihr Tag jetzt geordnet und überschaubar geworden. Gemma kann von ihrem Autismus nicht geheilt werden, und so wird sie ihr ganzes Leben lang abhängig bleiben von ihren Betreu-

ern. Aber auch umgekehrt gilt: Unsere Gesellschaft akzeptiert eine erwachsene Frau mit infantilem Verhalten nicht. Auch deshalb muss sie im Heim bleiben. Aber kann sie hier auch »wohnen« und sich »zu Hause« fühlen?

Aus Gemmas Perspektive betrachtet, begegnet man hier einer Frau, die sich nun viel glücklicher fühlt als zuvor. Sie vermag ihr Leben zu überschauen dank der Grenzen, die ihre Betreuer ihr ständig setzen. Sie tun das nicht, um sie einzuschränken, sondern um ihr überhaupt erst Leben zu ermöglichen. Nur weil sie sie so sehen, wie sie ist, kann auch sie sie selbst sein – mit ihrer Verhaltensstörung, mit ihren Zigarren, mit ihrem Verwirrtsein. Aufgrund der dauernden Betreuung kann Gemma bei und in sich selbst »nach Hause kommen«, weil sie akzeptiert wird, so wie sie ist: als jemand, der ein Problem hat, aber selbst nicht das Problem ist. Auf einmal tun sich auch andere Möglichkeiten auf: Sie scheint sehr musikalisch zu sein, und sie fotografiert auch gerne. Allmählich hat sie sich im Heim heimisch gefühlt. Offensichtlich ist es also doch möglich, hier zu »wohnen«. Das Heim ist nicht ihr Haus, aber es ist zu ihrem Zuhause geworden.

Jeske ist fast 70. Sie entstammt einem Arbeitermilieu mit wenig Aussicht auf eine bessere Zukunft. Damals regierte die Armut. Sie hatte einen Bruder, Mathieu, der etwas älter war als sie. Er war schwierig und terrorisierte die ganze Familie. Jeske verstand das damals nicht. Auch in der Schule kam sie nicht gut mit. Die Familie lebte, so gut bzw. schlecht es ging. Bis der Vater und kurz danach auch die Mutter starben. Die übrige Familie kümmerte sich nicht um sie, und so landeten Mathieu und Jeske in einer Einrichtung für geistig Behinderte. Viele Jahre wohnten sie hier, wobei Mathieu stets der größere Bruder blieb. Wer Jeske schikanierte, der bekam es mit Mathieu zu tun. Wenn sie zur Kirche kamen, holte Mathieu seine Schwester ab, Hand in Hand kamen sie dann herein. Und am Mittwochabend gingen sie zusammen »aus«, in der Cafeteria des Heims. Dann musste Jeske Mathieu ein Bier ausgeben. Jeske fühlte sich sicher in diesem Leben, und Mathieu gab ihr das Gefühl, zu Hause zu sein. Bis Mathieu plötzlich starb. Jeske verstand wieder einmal nicht. »Ich wollte ihn Freitag doch besuchen, und jetzt stirbt

er auf einmal am Mittwoch«, so erzählte sie immer wieder. Es brauchte Jahre, bis Jeske ohne ihren Bruder weiterleben konnte.

Ihre Betreuer verzweifelten daran. Der Prozess des Trauerns müsse doch endlich vorüber sein, so fanden sie. Aber so war es nicht. Jeske brauchte Zeit, viel Zeit, um immer wieder aufs Neue zu erzählen, wie sehr sie ihren Bruder vermisste. Auf Dauer hatte niemand mehr Verständnis dafür, und Widerwillen stellte sich ein. Die Betreuer prallten an der Wand von Jeskes Ohnmacht ab. Mit dem besten Willen und Wissen können wir den Verlust nicht ausgleichen. So ist es nun einmal. Das Leben selbst entzieht sich hier. Das Porträt von Jeske macht deutlich, wie wichtig Verbundenheit mit anderen ist, um sich zu Hause zu fühlen. Eine Verbundenheit, die ein Leben lang bestehen bleibt. Darum war sie so traurig: Sie fühlte sich verwaist und heimatlos zurückgelassen nach dem Tod ihres Bruders. Sie hatte nicht nur ihn, sondern ihr Zuhause verloren. Denn Mathieu erwartete sie, so wie man zu Hause erwartet wird. Wer das nicht versteht, so wie Jeske, der braucht sehr viel Zeit, um sich wieder im Leben zu Hause zu fühlen, um neue Verbindungen zu schaffen mit anderen, um sich wieder »erwarten zu lassen«.

Doch die Geschichte von Jeske macht noch etwas anderes deutlich. Verstehen Betreuer und Pfleger eigentlich, was es bedeutet, in einem Heim wohnen zu müssen? Verstehen sie, was es bedeutet, die Kontrolle über das eigene Leben zu verlieren? Kann man überhaupt verstehen, warum jemand hier zwar wohnt, aber sich nicht zu Hause fühlt? Das ist viel verlangt von einem Pfleger, vielleicht zu viel.

Zu Hause sein im Heim: Die drei Frauen geben einen Einblick, wie man das macht. Sie lassen etwas erkennen von der Stärke, mit der sie ein Zuhause geschaffen haben an einem Ort, den sie nicht selbst gewählt haben, und mit Menschen, die sie sich nicht selbst ausgesucht haben. Sie führen vor Augen, wie eine Pflegeeinrichtung zu einem Zuhause werden kann. Diese Frauen sind ganz sie selbst und akzeptieren ihre Beschränkungen. Sie machen deutlich, dass man über das Leben nicht frei verfügen kann. Es ist einem vielleicht nur anvertraut und gehört einem nicht. Das Leben ist ein Raum, in dem man empfangen wird. Aus dieser Einstellung heraus ist es für diese Frauen erst zum Raum geworden, in dem sie sein können, so wie

Zu Hause sein im Heim

sie sind; in dem sie sich anderen anvertrauen können und in dem es andere gibt, mit denen man sich aufs Neue verbinden kann. Durch die Gabe dieser gegenseitigen Beziehung können sie sich zu Hause fühlen in einem Haus, das nicht ihres ist.

Aus dem Niederländischen übersetzt von Thomas Knieps-Port le Roi